

Wie farblich ist die Schweiz?

Damit die Energie der Black-Lives-Matter-Bewegung nicht verpufft, müssen wir uns mit dem spezifisch schweizerischen Rassismus auseinandersetzen, **schreibt Martin R. Dean**

Es fühlte sich an wie ein Märchen der Aufklärung, wenn auch aus traurigem Anlass: Nach den wiederholten brutalen Übergriffen gegen die afroamerikanische Bevölkerung in den USA, die in der Ermordung von George Floyd durch die Polizei gipfelte, griff eine Welle der Solidarisation auch auf die Schweiz über. Im Juni fanden in den grossen Städten Demonstrationen von Betroffenen statt, die die Bewegung aus Amerika zu uns herüberholten. Auch ich begab mich zu einer solchen Kundgebung auf dem Basler Barfüsserplatz und war überrascht, wie zahlreich der Aufmarsch der farbigen Basler und Baslerinnen war. Viele weisse Teilnehmende waren da, um zu zeigen, dass Antirassismus nicht nur die Aufgabe von Betroffenen ist. Den Reden der jungen POC (*people of colour*) merkte man an, dass sie sich zum ersten Mal an eine «weisse» Öffentlichkeit wagten. Die Erleichterung, endlich «sichtbar» zu werden, war spürbar, einige junge Afroschweizerinnen weinten. Für die älteren wie für die jungen Farbigen schien ein Traum in Erfüllung zu gehen: endlich ein gleichwertiges Mitglied der Schweizer Gesellschaft zu werden. Der Mut und die Wut, den diese Selbstermächtigung entfachte, war mit Händen zu greifen. Doch stellte sich dabei der Verdacht ein, dass der Jargon der Reden seine Vorbilder in den USA hat und den versteckten Schweizer Rassismus zu wenig präzise trifft.

Theoretische Begriffe reichen nicht

Seither häufen sich Kulturveranstaltungen mit POC über Rassismus, «White Privileges» und «White Supremacy». In den Literaturhäusern gibt man sich einen Ruck und besinnt sich darauf, dass Literatur nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zum Abbau von Vorurteilen gut ist. Bücher und Filme von jungen Schwarzen finden endlich Aufmerksamkeit, der Doyen der afroamerikanischen Literatur, James Baldwin, erlebt ein Revival. Mit INES, dem «Institut für eine Neue Schweiz», ist ein Think Thank zu Fragen der Migration und der Diversität entstanden. Theater setzen antirassistische Stücke auf die Spielpläne und versuchen das, was sie in den letzten Jahrzehnten versäumt haben, eiligst nachzuholen. In der Werbung treten immer mehr schwarze Menschen als Produktträger auf. Aber verkommt damit die Protestbewegung zum Hype? Eine Protestbewegung, die just zum 50. Jahrestag der Schwarzenbach-Initiative auf den Plan getreten ist.

Aber Voraussetzung für die Nachhaltigkeit jeder Protestwelle ist, dass sich die Mehrheitsgesellschaft dafür interessiert. Tut sie das wirklich? Die Reden an den Demonstra-

tionen waren inspiriert von akademischen Debatten. In ihnen hat sich ein Vokabular etabliert, das Diskriminierung mit allerfeinsten Begriffen erkennt und benennt. Man lernt, dass «Colorism» die Diskriminierung aufgrund von Hautfarbe innerhalb einer Gruppe bedeutet. Dass Traumata «getriggert» werden, und die abwertenden Handlungen gegenüber POC sich unter dem Begriff «Mikroaggressionen» subsumieren lassen. Ein hochdifferenziertes Vokabular, das auch ins deutschsprachige Feuilleton Einzug gehalten hat, und das die Verästelungen des strukturellen Rassismus auf den Begriff zu bringen versucht.

Aber dient dieses Vokabular auch der Mehrheitsgesellschaft zum besseren Verstehen? Ein Blick in die Leitmedien wie SRF lassen Zweifel aufkommen. In einer viel diskutierten «Arena»-Sendung, («Jetzt reden wir Schwarze») zeigte Leutschenbach unfreiwillig, wie wenig man bisher über Ausgrenzung und Zurücksetzung nachgedacht hatte. Und eben auch, dass es zur Erklärung, wie Diskriminierung hierzulande funktioniert, einen langen und geduldigen Weg braucht. Um in die Haut eines Betroffenen schlüpfen zu können, reichen Schlagworte nicht aus.

Es steht zu befürchten, dass diese Protestbewegung aus den USA zur Schweiz in einer bestimmten Schieflage steht, denn das diffuse Vokabular dürfte einem türkischen Bauarbeiter oder einer kosovarischen Reinigungskraft unzugänglich bleiben. Ebenso wenig sind die amerikanischen Diskriminierungsstrukturen mit ihren Rückgriffen auf die Sklaverei und den Kolonialismus auf die Schweiz übertragbar. Zwar bleibt es verdienstvoll zu zeigen, dass auch die Schweiz finanziell in den Sklavenhandel involviert war. Dennoch haben rassistische Verhaltensformen hierzulande wenig mit der Geschichte der Sklaverei, sondern mehr mit dem Un-Geist der Nachkriegsjahre zu tun.

Mit jenem Wahn, der das Land «überfremdet» währte, und dessen Gift auch die SRF-Serie «Frieden» zu fassen versucht. Also auch mit den xenophoben Schwarzenbach-Initiativen und den verächtlichen Assimilationskategorien der Fremdenpolizei, die von ihrem Chef Marc Vivot 1955 in einem Büchlein aufs eindrücklichste beschrieben wurden: «Wenn er (der Gastarbeiter) aber Vogelfallen aufstellt, so bleibt er ein Fremder.» Denn die Schweizerische Xenophobie ist gut eingekocht und nicht so leicht dingfest zu machen; sie wurde in den sechziger Jahren zum proben Instrument der Grossindustrie, um die Zuwanderung zu kalibrieren.

Der amerikanische Impuls hat viele Farbige zwar ermutigt, aber gleichermassen droht er, den hauseigenen Rassismus, die Erfahrungen von langjährigen stillen Min-



Schriftsteller Martin R. Dean.

derheiten in diesem Land, zu verstellen. Und er könnte gar zur Rechtfertigung werden, diese Minderheiten weiterhin zu übersehen.

Ausgrenzendes Verhalten ist in der Schweiz selten offen und aggressiv, sondern unbewusst und verdeckt. Verhockte Vorurteile kommen ziemlich prosaisch daher. Auf ein Vorurteil angesprochen, reagieren hierzulande viele mit Abwehr. Dazu gehört, dass man das Problem zuerst als solches gar nicht anerkennt oder ernst nimmt, und gern zu einem «Problem der anderen» macht. Gerade deswegen wäre es nötig, nicht nur ausländische Expertinnen zu Wort kommen zu lassen, sondern auch Schweizerinnen und Schweizer, die mit ihrer Andersartigkeit hier geboren wurden und leben. Sie dürften nämlich das beste Gespür dafür haben, wie die Schweizerische Vorurteilkultur gestrickt ist.

Viele halten an Vorurteilen fest

Wie klein die Lust eines Teils in der Gesellschaft ist, den eigenen tief sitzenden Vorurteilen auf den Grund zu gehen, zeigte unlängst die Sendung «Reporter» mit der afroschweizerischen Nachrichtensprecherin Angélique Beldner. Da beharrt der Stammtisch in selbstgerechter Empörung weiterhin darauf, auch ihr persönlich gegenüber das N-Wort benutzen zu dürfen. Auch eine nahe Verwandte pocht auf das Recht, weiterhin das Wort «Mohrenkopf» zu verwenden, obwohl es schwarze Menschen beleidigt. Angélique Beldner, die sich 2015 für die Stelle als Nachrichtensprecherin bewarb, wurde damals beschiednen, dass die Schweiz für eine farbige Moderatorin noch nicht reif sei.

Mit dieser Selbstgerechtigkeit könnte es die Nation wie beim Frauenstimmrecht schaffen, den Anschluss einmal mehr zu verpassen, und die Farbigen, die dieses Jahr ihr Eintrittsbillet in die Gesellschaft lösen wollten, weiterhin nicht auf Augenhöhe zu lassen. Damit das nicht passiert, damit die Bewegung nachhaltig würde, wären auch an den Schulen antirassistische Lernmodelle vonnöten. Immerhin haben 20 bis 30 Prozent der Lernenden einen oder zwei eingewanderte Elternteile. Auch die Besetzung von wichtigen Stellen bei den Medien und in der Industrie mit Leuten mit Migrationshintergrund helfe, die andere Perspektiven besser zu verstehen. Nötig wäre eine breite Auseinandersetzung, getragen von den Institutionen, aber auch von der Bereitschaft der POC, an die Interessen anderer Minderheiten und der Mehrheit anzuschliessen. Denn die Leute, die diesen Sommer auf die Strasse gingen, waren alle Teil der Schweizer Bevölkerung.

Martin R. Dean lebt als Schriftsteller in Basel. Zuletzt erschien 2019 sein Roman «Warum wir zusammen sind» im Verlag Jung und Jung.

CORRECTNESS
POLIT-PR
IN DER KUNST

Künstler sollen Polit-PR machen

Die Aufregung war gross: Im September gab die National Gallery in Washington bekannt, eine Retrospektive Philip Gustons um einige Jahre zu verschieben. Guston ist einer der wichtigsten amerikanischen Künstler der Nachkriegszeit. Grund der Absage: Guston hat sich nach abstrakten Anfängen gegenständlichen Motiven des amerikanischen Alltags zugewandt und dabei auch Kapuzenmänner des Ku Klux Klan gemalt. Das könnte im Klima von Polizeigewalt und «Black Lives Matter» missverstanden werden.

Die Absage ist beispielhaft für die Auseinandersetzung um Political Correctness und Cancel Culture im Kunstbetrieb, vor allem in den USA. Nicht Vieldeutigkeit, sondern klare Aussagen sind gefordert. Kunst wird als PR für politische und ethische Forderungen definiert, es geht um Botschaften und Bekenntnisse. Dabei wird gerne gefragt, wer das Leid anderer darstellen darf. Bereits 1997 wurde die Afroamerikanerin Kara Walker wegen ihrer sarkastischen Darstellung der Sklaverei angegriffen. Als die weisse Künstlerin Dana Schutz den toten schwarzen Jungen Emmet Till im Sarg gemalt und 2017 bei der Whitney Biennale ausgestellt hatte, wurde sie von einer afroamerikanischen Künstlerin beschuldigt, «schwarzes Leid als Rohmaterial» für Prestige und Profit zu missbrauchen. Till war von Weissen getötet, der ungesühnte Mord zum Fanal der Bürgerrechtsbewegung geworden. Schutz sollte das Werk abhängen und zerstören. Pro und Contra teilten die Kunstszene, auch die afroamerikanische. Schutz hält das Bild seither unter Verschluss und denkt bei Bildern stets an mögliche Reaktionen: Die Schere sitzt im Kopf.

Es gibt viele Fälle, in denen gefordert wird, dass Kunst sich den aktuellen Moralvorstellungen anzupassen hat. Dabei genügen oft subjektive Befindlichkeiten als Begründungen. Das gilt vor allem für Forderungen vor dem Hintergrund der #MeToo-Bewegung: In New York sollte 2017 ein Gemälde von Balthus abgehängt werden, weil man darauf die Unterhose eines träumenden Mädchens sah: Besucherinnen fühlten sich verletzt. Wie nahe das religiöser Empörung kommt, konnte man schon 1999 bei Chris Ofili sehen. Er zeigte eine Madonna mit Elefantendung und erntete Proteste. Wenn Künstler solchen Forderungen nachgeben, landen sie bald bei Belehrungskitsch und Bigotterie. Gerhard Mack

Vom Sockel geholt

Thomas Jonathan Jackson war bis zu seinem Tod 1863 ein wichtiger General der Konföderierten-Armee im US-Bürgerkrieg und wurde vor allem in Virginia kultisch verehrt. Sein Denkmal wurde 1919 in Richmond, Virginia, errichtet. Damals erreichte die Lynchjustiz weisser Rassisten gegen Afroamerikaner einen Höhepunkt. Als Folge von «Black Lives Matter»-Protesten wurde die Statue am 1. Juli 2020 wie viele andere als Zeugnis rassistischer weisser Herrschaft demontiert.



JULIA RENDLEMAN / REUTERS